Der redliche Podbägaloff.

Skizze von B. Lewin. (Berecht. Uebertragung aus dem Russischen von H. Liedtk..)

In den Ausschuß für die Bekämpfung des Strebertums wurde zunächst Podbägaloff berufen. Der hochgewachsene, breitschulterige Mann mit dem finsteren Gesichtsausdruck des Mörders im Film erfreute sich allgemeiner Schätzung.

„An den wird sich niemand heran wagen", sprach das Volk.

Weiter wählte es in den Ausschuß die Bürogehilfin Dolgowa und den Kassierer Kudraschoff.

Der Ausschuß verteilte seine Aemter: Podbägaloff wurde Vorsitzender, Kudraschoff Schriftwart. Dann entwarf er den Arbeitsplan, nach dem er sofort zu wirken begann. Der Plan war einfach: Wo angängig, wollte man den Beschuldigten im Ausschuß verhören, als erste Strafe Warnung, als zweite Verweis unter Bekanntgabe durch die Wandzeitung verhängen. Wiederholter Rückfall sollte der Hauptversammlung gemeldet werden mit dem Antrage, den Beschuldigten wegen böswilligen Strebertums vom Betriebe auszuschließen.

Podbägaloff zeigte sich fortan noch finsterer; Frau Dolgowa ließ sich auf keinerlei Unterhaltung ein; Kudraschoff nahm die Gewohnheit an, bei den Lohnzahlungen wegwerfende Bemerkungen über die Namensunterschriften zu machen, deren Schnörkel er als „streberhaft" bezeichnete.

Nach einer kleinen Woche ließ sich der Bürovorsteher Martintschuk bei Podbägaloff sehen und fragte: „Nun, wie steht es mit der Arbeit im Ausschuß? Sind viele angeklagt?"

Podbägaloff schwieg, der Bürovorsteher fuhr fort: „Sie sind übrigens in dieser Zeit recht schmal geworden. Auch Säcke haben Sie unter den Augen, und Ihr Gesicht ist blaß."

„Kommen Sie heute abend zwischen 7 und 9 Uhr in den Ausschuß", unterbrach ihn Podbägaloff schroff. „Weiter habe ich mit Ihnen nicht zu reden."

„Weshalb in den Ausschuß? Ich habe im Ausschuß nichts zu suchen. Ich will nicht in den Ausschuß."

„Sie werden dort erfahren, ob Ihr Kommen nötig war oder nicht. Wir gedenken mit den Strebern gründlich abzurechnen."

Abends wurde Martintschuck im Ausschuß verhört. Podbägaloff trug vor, wie der Beschuldigte an ihn herangetreten sei und zu scherwenzeln begonnen habe. Martintschucks Versuch, sich rein zu waschen, mißglückte; vergeblich schwur er, daß er aus reiner Gutmütigkeit gekommen sei, um sich nach Podbägaloffs Befinden zu erkundigen. Er wurde in das Buch der Streber eingetragen und verwarnt. Nach seinem Weggange erörterte der Ausschuß das bisherige Ergebnis aller Arbeit.

„Wie viel Mann stehen auf der Streberliste?" fragte Podbägaloff den Schriftwart.

„139."

„Und wie viel Mann zählt der Betrieb?"

„144. Bleiben 5, die noch unbescholten sind."

„Nicht 5, sondern 4. Sie haben vergessen, sich einzutragen."

Mit strengem Blick auf Kudraschoff fuhr Podbägaloff fort: „Sie zahlen den Unterklassen das Gehalt in Kupfermünzen, die Höherbesoldeten finden Sie mit besseren Geldsorten ab. Dabei verabschieden Sie die Oberklassen mit einem Kopfnicken und der freundlichen Bemerkung: ‚Verzehren Sie's in Gesundheit!' Den Leuten der Unterklassen sagen Sie kurz: ‚Ihr habt Euer Geld bekommen, nun zeht'."

„Was recht ist, ist recht", äußerte die Bürogehilfin, dem Vorsitzenden beipflichtend.

„Ach was. recht!" schrie der Kassierer. „Mag sein, daß ich falsch gehandelt habe. Ist das aber recht getan, wenn die Genossin Dolgowa ihren Mitarbeitern den Tee zuträgt, um sich Liebkindchen zu machen?"

Podbägaloff richtete den Blick auf Dolgowa. Sie errötete und erklärte: „Kann wahr sein. Ich leugne nicht. Aber wie soll man es nennen, wenn der Vorsitzende des Ausschusses für die Bekämpfung des Strebertums, der Genosse Podbägaloff, vor meinen leibhaftigen Augen unserem Direktor den Ueberzieher zureicht und sich dabei wie ein Schwengel krümmt?"

Der Ausschuß kam zu dem Schluß, auch die Namen seiner Mitglieder auf die Streberliste zu setzen, und erteilte sich die Warnung.

Einen Monat später erstattete Podbägaloff auf der Hauptbetriebsversammlung Bericht: „In dem kurzen Zeitraum unserer Tätigkeit", führte er aus, „haben wir von den 144 Angehörigen des Betriebes 142, darunter leider auch alle drei Mitglieder unseres Ausschusses zur Bekämpfung des Strebertums, auf die Streberliste setzen müssen. Nur zwei Mann blieben ohne Makel. Gestatten Sie mir, die Namen dieser Helden bekanntzugeben. Es sind der Werkmeister Okurkin Pjottr und der Registrator Girjew Alexëi. Sie allein . . ."

Ungeheurer Lärme brach los. Mit größter Mühe beruhigte der Versammlungsleiter die Gemüter. Darauf meldete sich der Betriebsdirektor zum Wort.

„Auch ich soll also Streber sein", sagte er. „Erlauben Sie mir, den Vorsitzenden des geschätzten Ausschusses zu fragen, vor wem ich scherwenzelt habe, vor wem ich in meiner Stellung wohl scherwenzeln könnte?"

„Bitte", erwiderte Podbägaloff, „bitte!" Er blätterte in den Akten und las vor: „Der Direktor ist wiederholt dabei betroffen worden, wie er vor dem Fernsprecher Kratzfüße machte, wenn er sich mit der Inspektion der Arbeiter und Bauern unterhielt.

„Und ich", rief die bubiköpfige Gussakowa, Vorsitzende im Gewerkschaftsausschuß, stürmisch, „was kann ich verbrochen haben?"

„Ich werde es gleich vorlesen", versetzte Podbägaloff mit unverminderter Gelassenheit.

Aber er kam nicht dazu, weil der Lärm von neuem anhub. Erst auf den Zuruf des Versammlungsleiters: „Was wollt Ihr denn? Warum fühlt Ihr Euch beleidigt? Der Ausschuß hat sich ja selbst in die Liste der Streber eingetragen!" wurde es still. Viele begannen zu lachen, und nun kam es zu einer leidenschaftslosen sachlichen Erörterung; sie führte zu dem Beschluß, daß der Ausschuß unzweckmäßig vorgegangen sei und andere Methoden zur Ausrottung der Seuche versucht werden müßten.

Als Podbägaloff in der Kleiderablage seinen Ueberzieher anzog, traten Okurkin Pjottr und Girjew Alexëi auf ihn zu und sagten zähneknirschend: „Danke!"

„Wofür denn?" erwiderte Podbägaloff rasch. „Ihr habt nicht scherwenzelt, und darum brauchtet Ihr mich nicht zu fürchten." Ihm schwante nichts Gutes.

„Lump!" schrien die beiden einstimmig. „Was haben wir Dir getan? Weshalb hast Du uns hier unmöglich gemacht?" Und sie gingen mit den Fäusten auf ihn los.

Pjottr und Alexëi wurden wegen gemeiner Gesinnung, bewiesen durch die Verprügelung des ehemaligen Vorsitzenden des Ausschusses zur Bekämpfung des Strebertums, aus ihren Dienststellen entlassen.

Amerikanisches Matriarchat.

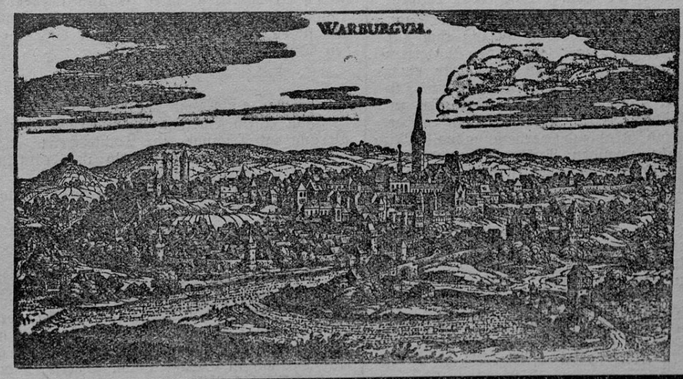
Die unbedingte Herrschaft, die in den Vereinigten Staaten die Frau über den Mann ausübt, erhielt im Laufe der Zeit auch eine sehr reale wirtschaftliche Grundlage. Ihr Anteil am beweglichen Vermögen des Landes beträgt bereits heute 41 Prozent und ist in weiterer Zunahme begriffen. Vom Aktienkapital einer Anzahl der blühendsten Industrieunternehmungen und Eisenbahnen ist mehr als die Hälfte im Besitz von Frauen. Auch 35 bis 40 Prozent der Zeichnungen auf Anleihen stammen von weiblichen Kapitalisten. Deren Uebergewicht zeigt sich ferner darin, daß 139 Frauen und nur 123 Männer ein Einkommen von 500 000, sowie 44 Frauen gegenüber 42 Männern ein solches von einer Million Dollar versteuern.

Das Laboratorium am Krankenbett.

Vor fünfunddreißig Jahren war Dr. James F. Wellington aus Brentwood auf Long Island ein vielversprechender junger Arzt. Da zerstörte eine Lähmung seine hoffnungsvolle Laufbahn. Seitdem hat der heute Dreiundsechzigjährige das Bett nicht verlassen können. Doch der Schicksalsschlag konnte Wellington, obwohl der Gelähmte kein Vermögen besaß, nicht entmutigen. Der Kranke ließ sich neben seinem Bett ein kleines Laboratorium einrichten und hat seitdem seinen Lebensunterhalt durch pathologische Untersuchungen für andere Aerzte verdient. Erst kürzlich erwarb er sich von neuem die Hochachtung seiner Kollegen dadurch, daß er in einer New Yorker Universitätsklinik von seinem Krankenbett aus an einem Lehrkursus über neuzeitliche Laboratoriumsdiagnostik teilnahm.

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 49 — 19. Juni 1929 — 4. Jahrgang

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch

1. Fortsetzung.)

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW. 6. (Nachdruck verboten.)

„Ist es unrecht, wenn ich dich glücklich mache durch meine Liebe? Was andere dabei fühlen, ist ihre Sache. Für mich gibt es nur noch uns beide auf der Welt."

„Und wenn ich nicht will? Wenn ich mich frei mache von dir? Wenn ich?" — Seine Stimme versagte, seine Hände hatten sich geballt. Unter zusammengezogener Stirn drohten seine funkelnden Augen. Ein wilder, gewaltsamer Ausdruck verzerrte sein Gesicht.

Einen Augenblick schwieg sie, sah forschend und staunend auf ihn Dann lachte sie plötzlich hell auf. „Wir sind rechte Kinder! Beinahe hätten wir uns gezankt. Heute steht aber keine Tragödie auf dem Repertoire. Es ist ein Festabend, und wir wollen fröhlich sein. Komm nur übermorgen, daß wir alles in Freundschaft und Ruhe besprechen. Du wirst sehen, ich kann auch vernünftig und nachgiebig sein, wenn ich will. Versprich mir nur, daß du kommst. Nicht wahr, du tust es?"

Er zögerte wieder, dann öffneten sich seine Lippen zur Antwort. Aber bevor er sprechen konnte, wurden sie gestört. Vom Saal her nahte sich die gebückte Gestalt einer alten Zigeunerin, deren wüstes, graues Haar das Gesicht halb verdeckte. Auf einem Stock sich stützend, kam sie heran. Sie brach beim Anblick des einsamen Paares in ein häßliches Lachen aus.

„Ihr seid wohl müde vom vielen Tanzen, Kinder, und müßt euch ausruhen? Hier unter den Bäumen, die Liebe duften. Ja, hier ist es gut sein. Soll ich euch Gesellschaft leisten? Oder soll ich euch unterhalten mit meinen Künsten? Ich weiß gar vieles, was andere nicht wissen. Ich kann in die Zukunft schauen und sie vorhersagen. Wollt ihr sie kennen? Gib deine Hand, schönes Kind, und ich will sie dir sagen."

Mit ärgerlichen Blicken hatte die Kunewka die Störerin begrüßt. Jetzt aber horchte sie auf und lächelte.

„Die Zukunft, ja, die möchte ich wohl kennen. Einen Augenblick, hier ist meine Hand."

Sie hielt ihre geöffnete Handfläche der Alten hin. Mißmutig erhob sich Düringer, trat an die Tür zum Saale und spähte hinaus. Die Zigeunerin beugte sich tief hinab auf die dargebotene Hand, so tief, als wenn sie den feinen Duft einsöge, der von der weichen, gepflegten, rosigen Hand emporstieg . Dann begann sie zu murmeln, zunächst allerlei unverständliches Kauderwelsch, zuletzt vernehmliche, verständliche, wenn auch nur ganz leise Worte.

„Ich sehe Liebe in deiner Hand. Liebe, die du gibst und die du nimmst. Aber hüte dich! Ein Riß geht hier durch deine Lebenslinie, hüte dich! Du wirst umkämpft von feindlichen Mächten, dir droht Gefahr. Hüte dich vor dem Manne dort, vor dem Schwarzen, hinter ihm steht der Tod!"

„Unsinn, ich will nichts mehr hören. Wenn du nichts besseres weißt als Tod und Gefahr, behalte deine Weisheit für dich."

Die Schauspielerin war hastig aufgestanden und neben Düringer getreten. „Sie sind klüger gewesen als ich und haben sich nicht zum Narren halten lassen von der Alten. Kommen Sie, die Musik hat aufgehört, wir müssen zurück in den Saal."

An seinem Arme trat sie hinaus, das grelle, häßliche Lachen der Zigeunerin klang hinter ihnen her.

Im Saale herrschte verstärkte Bewegung. Die Soupervause war gekommen, die Herren drängten sich durch den dichten Menschenknäuel, um ihre Damen zu suchen.

„Da ist mein Ritter," sagte die Kunewka und wies auf einen großen, starken Menschen in japanischer Tracht. „Schön ist er nicht, aber ein mächtiger Mann beim Theater. Leben Sie wohl, auf baldiges Wiedersehen."

Sie trennten sich; Düringer schritt nach dem Platze, wo seine Frau zurückgeblieben war. Sie stand auch jetzt wieder dort; ein fragender, forschender Blick begrüßte ihn. Doch sagte sie nichts; auch war sie nicht allein. Rittner, der sie zu Tisch führen wollte, war bereits pünktlich zur Stelle: die Frau von einem Kollegen Düringers war in dem kleinen Kreis. Er hat um ihre Nachbarschaft beim Souper; sie war noch frei, die schon ältere aber lustige und unterhaltende Dame war ihm gerade recht. Er brauchte an ihrer Seite nicht viel zu reden, konnte sich in seinen Gedanken vertiefen.

Unter den Klängen des Einzugsmarsches aus dem „Tannhäuser" schritten die Paare in langem Zuge über die beiden Arme der Freitreppe in den tiefer gelegenen Speisesaal hinab. Das Licht von oben war hier sanfter, dafür leuchteten die weißen Tischtücher. Metall und Glas woben aus unzähligen kleinen Blitzen ein feines Netz darüber, und Sträuße von frischen Blüten unterbrachen sein schimmerndes Gewebe mit geschlossenen, kraftvollen Farbenflecken.

Das Mahl begann, Musik, aus dem oberen Saale leise herabklingend, und Wein steigerten den Frohsinn. Die zuerst gedämpften Reden wurden lauter, heller das Lachen der vielen Frauenstimmen. Die Gläser klangen, Messer und Gabeln gaben ein leises Konzert auf den Tellern.

Düringer hatte seinen Platz am Anfang vom Saal, nicht fern von der Freitreppe. Seine Frau saß ihm zur Linken. Am nächsten Tische, ganz nahe den untersten Treppenstufen, hatte die Kunewka ihren Platz. An einer Schale mit starkduftenden Hyazinthen vorüber konnte Düringer durch eine Lücke zwischen den Menschenköpfen zuweilen ihr Gesicht erspähen. Mitunter traf ihn ein rascher, vorsichtiger Blick, lachend, strahlend, verheißungsvoll. Mit einem düsteren, beinahe zornigen Ausdruck antworteten seine Augen. Zuletzt riß er sich gewaltsam los, wandte sich ganz der Nachbarin zu und vertiefte sich in ein Gespräch mit ihr, ohne innere Anteilnahme, doch mit äußerer Lebhaftigkeit.

Als er dann kurz vor dem Schlusse des Mahles doch wieder hinüberschaute, kam unwillkürlich ein Gefühl des Erschreckens über ihn. Der Platz war leer, wo die Künstlerin gesessen hatte. Stockend fragten seine Lippen:

„Wo ist die Kunewka?“

Seine Frau sah ihn mit einem leichten, besonderen Lächeln an, dann sagte sie, die Hand nach links erhebend:

„Sieh hin, dort ist sie.“

In diesem Augenblick erfüllte ein ungeheurer Jubel den Saal. Mit Händeklatschen, Tücherwehen, schallenden Zurufen begrüßten alle das oben auf dem Balkon zwischen den Treppenarmen sichtbar gewordene liebliche Bild. Verwandelt, in sieghafter Schönheit und Jugendpracht stand sie dort oben. Sie hatte den Domino abgeworfen und enthüllt, was darunter verborgen gewesen war. Der Genius der Frühlings, die blumenbekränzte Frauengestalt aus Botticellis Frühlingsbilde, war unter der Hülle hervorgekommen. Ein leichtes Florgewand mit eingewirkten Blüten umfloß den Körper, ein Blumenkranz lag im Haar, ein anderer legte sich um den schlanken Hals, das Gewand begrenzend, ein dritter umschloß als Gürtel den Leib. Neben der lichten, blütenüberschütteten Gestalt hielt ein Page in braungoldener Renaissancetracht einen großen Korb, der ganz mit Rosen gefüllt war. Der Genius hatte die eine Hand leicht auf die Schulter des Pagen gestützt und blickte stumm einen Augenblick in den Saal hinab, aus dem ein Meer der Begeisterung zu ihm hinan brandete.

Dann hob die Kunewka die Hand, und mit einemmal verstummte der jubelnde Tumult. Eine tiefe, plötzliche Stille der Erwartung trat ein, und nun begann sie zu reden. Es waren keine bedeutenden Worte, die sie zu sprechen hatte, doch ihre Stimme, die von verborgenem Feuer ganz erfüllt schien, durchwärmte und veredelte sie. Vom Winter sprach sie, der draußen lauerte, von einer kalten, tiefen Nacht, in der die Menschheit voll vergeblicher Sehnsucht nach der Sonne spähte. Von einem Lichte, das ganz von ferne leuchtete, bis es allmählich näher kam, größer wurde, zu wärmen begann. Von der Hoffnung auf neuen Frühling, die niemals ersterben dürfe, die jedes Leid und alle dunklen Tage freudvoll ertragen lehre. Und jetzt begann ihre Stimme zu jubeln:

Ich bin die Göttin, auf deren Winken
Frisch sich die Erde mit Blüten umhüllt,
Ich stieg hernieder, euch zu begrüßen,
Zeig' euch die Hoffnung, die sich erfüllt.

Ich bin der Frühling, ich bin das Leben,
Ich bin das Lachen, ich bin das Glück,
Scheuche die Sorgen, scheuche den Kummer
Fern in die finsteren Tiefen zurück.

Ich bin der Frühling, ich bin das Leben,
Nehmt sie, die Blüten, fröhlich erblüht,
Freut euch der Sonne, freut euch der Liebe,
Die euch das Dasein sonnig durchglüht!

Mit beiden Händen griff sie hinein in den Rosenkorb, streute die leuchtenden Blumen hinab in den Saal, warf sie mit sicherem Schwung auf die Tische, nahm endlich den beinahe geleerten Korb und schüttete den letzten Rest seines blühenden Inhalts in die begierig, sehnsuchtsvoll emporgestreckten Hände. Mit anmutsvollem Abschiedswink war sie dann plötzlich verschwunden, und kein Jubelruf, kein lautes Verlangen vermochte sie, noch einmal zu erscheinen. Die Frühlingsgöttin gehorchte nicht irdischem Beifall.

Gerade vor Düringer war eine große, voll erblühte Rose niedergefallen auf das weiße Tischtuch. Er hatte sie schnell ergriffen, hielt sie nun in der Hand und sah stumm darauf nieder. Dann hob er sie empor und atmete den süßen, heißen, aus blutroten Blättern emporsteigenden Duft.

* * *

Es war am Abend des nächstfolgenden Tages.

Von einem Ausgang heimkehrend begrüßte Frau Regierungsrat Düringer ihr Töchterchen:

„Guten Abend, Elli. Wo ist Fräulein?“

„Gleich, Mutter, gleich.“

„Nein, erst mußt du mir antworten, wenn ich frage. Hinterher kannst du weiterlesen.“

„Auf ihrem Zimmer ist sie. Und meine Arbeiten sind schon lange fertig.“

„Dann ist es ja gut.“

Das Kind saß im Wohnzimmer des Düringerschen Hauses. Der warme Lichtkreis einer mit rotem seidenem Schirm umschatteten Krone fiel auf sie, der hellste Glanz auf ihr Haar und ihr Gesicht. Sie las mit glühendem Eifer in einem Buch und sah nicht auf, als die Mutter, die das Gemach in Straßenkleidung betreten hatte, für einen Augenblick ins Nebenzimmer ging, um Hut und Pelz abzulegen. Mit einem bedauernden Seufzer schloß nun Elli das Buch und sah umher.

Ihre Mutter kam zurück, hatte jedoch keinen Blick für die brennenden Wangen und Augen ihres Kindes. Eine unruhige Spannung war in ihrem Wesen. Sie ging ans Fenster und schaute hinaus, dann zur Tür, wo sie ein paar Sekunden stehen blieb.

„Vater war doch nicht hier?“ fragte sie plötzlich.

„O nein, der ist ja schon um vier Uhr fortgegangen.“

„Ja, ja, ich weiß, gewiß.“

Wieder schritt sie unruhig im Zimmer auf und ab, von der Tür zum Fenster, vom Fenster zur Tür. Ihre Bewegungen waren gemessen wie stets, aber ein leichtes, nervöses Zucken in ihrem ruhigen Gesicht verriet eine tiefe innere Bewegung. Nach einiger Zeit erst bemerkte sie, daß Ellis Augen ihr mit beobachtender Aufmerksamkeit folgten; sie nahm sich zusammen, trat neben den Tisch, wo die Kleine saß, und fragte: „Was hast du denn gelesen?“

„Mein Sagenbuch, Mutter, mein wunderschönes Sagenbuch, das Großonkel Hermann mir zu Weihnachten geschenkt hat.“

Ein leichtes, freundliches Lächeln milderte den Ausdruck in Frau Düringers Gesicht.

„Aber das kannst du sicher schon auswendig.“

„Ja, beinahe schon. Aber so wie heute habe ich es noch nie gelesen.“

„Wieso denn und weshalb?“

„Weil du doch vorgestern die Genoveva gewesen bist, Mutter, und weil ich da bei der Geschichte von Genoveva immerfort an dich habe denken müssen.“

„Ach, deswegen.“ Das Lächeln auf ihren Zügen wurde noch milder. Es war, als wenn des unschuldigen Kindes Geplauder ihre Unruhe besänftigte.

„Ja, deswegen, und ich bin ganz furchtbar traurig gewesen, wie die arme Genoveva so viel Schreckliches hat leiden müssen. Immer ist es mir gewesen, als wenn dir das passierte. Aber ich muß dich um etwas fragen, Mutter.“

„Nun?“

„Nicht wahr, Vater ist doch dein Mann?“

Das Lächeln wurde zum Lachen, zum leichten, leisen, beinahe tonlosen Lachen.

„Freilich, das ist er.“

„Aber vorgestern, da war doch Vater der Rattenfänger von Hameln.“

„Gewiß.“

„Dann war Vater also vorgestern nicht mehr dein Mann?“

Frau Düringers Gesicht veränderte sich auf merkwürdige Weise. Seine Muskeln zogen sich zusammen wie vor körperlichem Schmerz, und für einen Moment preßten sich die oberen Zähne sichtbar auf die Unterlippe. Dann erst antwortete sie:

Fortsetzung folgt.

Pürschmorgen im Vogelparadies der Grenzmark.

Von Wilhelm Hochgreve.

Selten erblickte ich eine so reizvoll gelegene Oberförsterei wie jene über hundert Jahre alte da oben im Osten, deren liebenswürdige Bewohner mich zum Belauschen der Vogelwelt und zum Weidwerken auf den Bock aus meiner Harzheimat riefen. Dazu ihre Wälder und Wiesen mit einer bunten und für die Begriffe eines Westdeutschen zum Teil so überaus seltenen Vogelwelt! ...

Ich stecke meine Nase aus dem Fenster in den erwachenden Morgen. In den breiten und langen Fliederhecken deren wohlig schwüler Duft mir beim Oeffnen des Fensters entgegen schlägt, jubelt links der Sprosser, jauchzt rechts die Nachtigall. Schon am Vorabend waren sie früh im Gange, und ich mußte die Fenster schließen, um schlafen zu können. Mein Ohr hört nichts als ihre verzückten Lieder. Nur in den kurzen Pausen dringt das Geknarr des Wachtelkönigs aus den weißen Seidenschleiern über den Wiesen zu mir herauf. Ich muß mich sputen. Die Starenmutter in der Nisthöhle am Stamme der Gurkenmagnolie vor meinem Fenster fliegt schon zur Wurmsuche aus, und ein Feldsperling schilpt in den Gesang der Nachtkönigin. Die letzten Buchen des Parkes wölben über mir ein Tor, durch das ich ins freie Feld hinaus schreite. In der Hecke am Wiesenbache überplappert das Müllerchen das Geschwätz der Dorngrasmücke und das Geplätscher des Mönchs. Aus hoher Ebereesche, deren feinen Blütenatem ein weicher Wind mir zufächelt, schmeichelt sich das einfache, aber in seinem Finale immer wieder entzückende Liedchen des Ortolans an mein Ohr. Ich trete in den Wald ein, ein Erlental, das den ausgedehnten Kiefernforst durchzieht. Ich muß langsam gehen und immer wieder stehen bleiben, will ich die Vogelstimmen unterscheiden und genießen, die hier durcheinander schmettern, trällern, pfeifen. Nur mit Mühe gelingt es mir, das seidenfeine Gespinst singender Goldhähnchen, welche die hohen Fichten am Talhange bewohnen, aus den Stimmen der Schwarzplättchen, Pieper, Rotkehlchen, Zaunkönige, Laubsänger, Meisen und Drosseln heraus zu hören. Jetzt haben die Kuckucke das Wort, und hundert Schritt weiter bannt mich der Pfeifechor von vier oder fünf Pirolen an den Platz. Das suchende Jagdglas findet in den lichteren Wipfeln der Kiefern drei dieser scheuen Drosseln, die wohl wissen, wie leicht das Gold ihres Prachtgefieders sie verrät. Ich habe ganz vergessen, weshalb ich so früh hier bin, und ahme das Pfeifen der Golddrosseln nach. Und sie tun ganz so, als gehörte ich zu ihnen, pfeifen und flöten darauf los, daß es eine Freude ist.

Im Erlenbruche knackt's, schmatzt der Modder. Der Jäger wacht auf aus seliger Träumerei, in die ihn die feinen Geschöpfe im Grün der Büsche und Bäume verstrickten. Die Büchse ist von der Schulter herunter. Schwarzwild? Lautlos bin ich an der nächsten starken Erle. Aus sattem Erlengrün leuchtet Rot auf. Ein Schmalreh und ein Bock werden frei, ein Sechser, den ich leben lassen muß. Die Stangen sind hoch, die Enden fingerlang, aber zwischen den Lauschern ist zuviel Platz. Ich lasse die Rehe durch und komme jetzt flotter vorwärts. Das Jägerblut drängt mich an die lange Wiese, auf die das Erlental ausläuft. Von den schilfverwucherten Torflöchern, die in langer Kette die Wiesen teilen, lärmt der Drosselrohrsänger, den der Volksmund nach seiner Stimme auch den Karrekiet nennt. Ich bin noch im Walde und höre ihn schon auf anderthalbtausend Meter. Das halbe Dutzend dieser „großen Rohrsperlinge“, das da in den kleinen Schilfwäldern haust, hat hier das große Wort. Der Pfiff des Bläßhuhns wird überschrien, und das anmutige „Turr — turr — turr“ des Turteltäubers sowie das wohltönendumpfe „Mu-huh“ des Hohltäubers, die von den Randkiefern des Waldes in das flammende Morgenrot rufen, klingen immer matter, je näher ich den Rohrspatzen komme. Wie verzehnfachtes Froschgequak und Rohrgeraschel klingt dieses „karre, karre, karre“, das mit einem verzückten „Ki-iet“ abschließt. Schreit nur, Ihr kleinen Kerle, lärmt, was die Lunge hergibt, Ihr meint ja dasselbe wie der holprige Liebesbrief des Bauernknechtes und das Götterlied der Nachtigall. Euer Lärm, den die Menschen törichterweise Schimpfen nennen, paßt so prächtig in diese Landschaft. Die Tauber surren weiter, die Pirole pfeifen Euch etwas, und ein Wendehals versucht immer wieder, mit hellem „Jük, jük, jük“ Euren Liebes- und Eifersuchtsspektakel zu durchdringen. Das halbe Dutzend Rehe in den Wiesen kümmert sich nicht um den Lärm. —

Ich trete auf die Wiese hinaus. Ein Schatten läßt mich aufschauen, und entzückt folgen meine Blicke dem großen Vogel, der über mir dahin rudert. Der Riesenvogel wird zum Punkt und entschwindet meinem Blick. Ich sah den schwarzen Waldstorch, ein Wunder in unserer Zeit. Vermutlich gehört ihm der Horst, den der Nachbaroberförster uns vor kurzem während einer Pürschfahrt zeigte. Ich lenke meine Schritte in den gegenüber liegenden Wald und pürsche mich an einen Kahlschlag heran. Während ich ihn mit dem Glase absuche, tobt jählings über mir ein wütend zeterndes „Kjak, kjak, kjak, kjak“ los, so schnell aufeinander folgend wie die reißenden Schwingenschläge, mit denen der königliche Flieger über den Kronen der Kiefern seine wilden Kreise zieht. Ganz in der Nähe muß der Wanderfalke seinen Horst haben. Ich suche mit dem Jagdglase die Kronen ab und entdecke endlich den wie von Schneeflocken mit Taubendunenfedern überpuderten Horst in hoher Altkiefer. Stolz die schon leicht schwarzbäckigen Köpfe drehend, hocken wie Ritter hinter trutziger Turmzinne zwei Falkenkinder. Nahebei blockt, die Fänge zitronengelb wie die Ständer, das Weibchen und steigert giftig den Alarm des kreisenden Männchens. Mit eiligen Schritten tauche ich auf einem Pürschpfade im Kiefernstangenholz unter, damit die freien Herren der Lüfte ihre Ruhe haben und nicht der ganze Wald in Erregung gerät. Noch höre ich ihr schwächer werdendes „Kjak, kjak“, das sie ihrem gefährlichsten Feinde, dem Menschen, haßerfüllt nachgellen, da dringt ein anderes, meinem Ohre bisher unbekanntes dumpfschönes Getön zu mir: das „Upuppup, upuppup“ von Wiedehopfen, diesen westlich der Elbe fast restlos verschwundenen, bildhübsch gezeichneten Schopfträgern. Ich habe wieder ganz vergessen, daß ich die Büchse auf der Schulter trage, um einen Bock zu erlegen, und lasse mir viel Zeit, um der seltsamen Stimme zu lauschen und die beiden Paare in ihrem köstlichen Farbgesprenkel, das der weiche Flug zu voller Wirkung kommen läßt, zu bewundern. Viele Minuten ergötzen die seltenen und seltsamen Vögel Auge und Ohr, da schreckt nicht weit ein Reh und gemahnt mich an den Hauptzweck meines Hierseins. Ich erhebe mich von meinem von Birkenanflug und Faulbaum umwucherten Stubbensitz und will nach der kleinen, versteckten Waldwiese bummeln, auf die ein guter Bock austreten soll, da — „Terak, terak, rak, rak, rak“ — zum ersten Male in meinem Leben beschert mir der Pürschmorgen im Netzekreise den Anblick dieses Waldwunders. Ich schaue die Farbenpracht aus Blaugrün und Rostrot der Blaurake oder Mandelkrähe und schwelge im Anblick der entzückenden Flugspiele dieser herrlichen Vögel, mit deren Farbenglanz unter unseren Waldvögeln nur der Eisvogel zu wetteifern vermag. Jetzt lasse ich Rehbock Rehbock sein und harre, bis das farbenfrohe Gaucklerpaar mit munterem „Rak, rak“ davon eilen wird. Tausend Dank dem Hüter dieses Waldes, daß er unverdrossen Hunderte von Nisthöhlen in seinen Wäldern sachgemäß aufhängen ließ, von denen auch ein großer Teil für Hohltaube und Blaurake bestimmt ist. Unmengen von Staren und anderen kleineren Höhlenbrütern beleben den Wald und brauchen nicht lange nach passenden Wohnstätten zu suchen. Sie alle aber würden zur Not noch Unterkunft finden, denn die Zimmerer des Waldes, die Spechte, vom kleinen bunten bis hinauf zum schwarzen, sind hier zahlreich vertreten und haben wohl immer Wohnungen abzugeben. Aber ob den Hohltauben und Blauraken die von Menschenhand verschandelte Natur des Waldes immer das Rechte gibt? Suche im westlichen Deutschland nach der Blaurake, und Du hast die Antwort. — Da ertönt das Gezänk eines Stares. Er hat sich in der Rakenhöhle eingenistet und verteidigt sie mutig gegen die Bewohner vom Vorjahre. Doch die Raken gehen nach und funkeln in der Morgensonne davon.

Ich gehe heimwärts und bin hochbefriedigt von diesem Pürschgange. Dazu kommt die Vorfreude auf den Nachmittag, wo wir den großen Waldsee besuchen wollen, an dessen Ufern der schwarze Milan haust und in dessen Nähe auf hoher Wetterföhre der Fischadler horstet. Und dann wollen wir die weiten Moorwiesen aufsuchen, wo die Kraniche brüten, und am Abend soll ich den guten Bock, der auf einen Wiesenwinkel austritt, aufs Korn nehmen.